

Das römische Germanien und die Reichspolitik.

Von Fritz Laeger.

(Vortrag, gehalten im Oberhessischen Geschichtsverein.)

Wir stehen hier in Gießen an einem interessanten Punkt. Ein kurzer Weg führt uns nach Süden und Südosten an den Limes, an die Sperre, die rund zwei Jahrhunderte die Grenze des imperium Romanum gegen das freie Germanien kennzeichnete. In der Linie Gungen, Arnshurg, Grünigen durchkreuzt er fast genau ost-westlich die Wetterau, biegt von Grünigen nach Süden ab, sucht den Taunus, verläuft seiner Kammlinie parallel in westlicher Richtung, wendet sich in der Gegend von Langenschwalbach nach Nordwesten, überschreitet in der Nähe von Ems die Lahn und erreicht bei Rheinbrohl, der Ringt bachmündung gegenüber, den Rhein. Wir befinden uns hier also mitten im Vorland des römischen Reiches, in einem Gebiet, das, halb umklammert, Jahrhunderte lang sich kriegerisch und friedlich mit dem Römertum auseinander setzen mußte. Von den lebhaften Kämpfen an dieser Front berichten die antiken Quellen und Linienführung und Fundbestand der Römeranlagen; die engen Schranken des friedlichen Austausches gerade in diesem Grenzlande selbst an verkehrsbegünstigten Punkten haben die Grabungen in unserm Bezirke aufgedeckt. Die kurze Zeit, da auch unser Gebiet zum Imperium gehörte, hat kaum Spuren hinterlassen.

Ganz anders wird das Bild, sobald wir den Limes überschritten haben. Eine relativ kurze Entfernung scheidet uns von den Brennpunkten römischen Lebens auf deutschem Boden, von Köln, Trier, Mainz und Straßburg, dessen Zugehörigkeit zum deutschen Raum der Historiker niemals über einer politischen Augenblickskonstellation vergessen wird. Wo der Spaten hier in den Boden dringt, trifft er fast überall auf Reste des Römertums, auf Städte und stadtartige Siedlungen, prunkvolle Villen und mächtige Legionslager links des Rheines, auf blühende Ortschaften, zahllose Militäranlagen, Kleinsiedlungen und reiche Gutshöfe auf dem rechten Ufer;

und auf die imponierenden Straßen, welche die einzelnen Zentren und Stützpunkte miteinander verbinden. In diesem westdeutschen Raum ist das Römertum zu einem Element geworden, das seine Spuren tief in Geschichte und Kultur eingeprägt hat und in manchen Gegenden heute noch nicht nur in monumentalen Resten, sondern ebenso gewiß in Art und Fühlen ihrer Bewohner nachwirkt. Wenn wir uns hier um die römische Vergangenheit mühen, so mühen wir uns zugleich um eines der wichtigsten Momente in der Geschichte unseres Volkes.

Heute aber möchte ich einmal die Geschichte dieses römischen Germanien aus der Blickrichtung des imperium Romanum betrachten, um seine Schicksale von der Zufälligkeit der Einzelgestaltung abzulösen, da seine Gesamtgeschichte allein aus der Reichsgeschichte zu verstehen ist, aus Willen und Kräften, Notwendigkeiten und Ansprüchen, die sie bestimmten. Die Auseinandersetzung mit den Germanen ist stets nur eine Teilfrage der römischen Grenzsicherung gewesen und ist zu allen Zeiten römischer Geschichte nur nach den Gesichtspunkten geregelt worden, welche die Reichspolitik leiteten. Jede Phase der Germanienpolitik muß also zunächst aus der Reichspolitik erklärt werden; aber jede vertiefte Erkenntnis der Germanienpolitik erhellt auch wiederum die Reichspolitik.

Die Germanen traten erst spät in den Gesichtskreis der Römer. Das hing mit den Tendenzen der älteren römischen Politik zusammen. Sie blieb, nachdem sie in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts endgültig die Grenzen des italischen Raumes überschritten hatte, lange eine reine Mittelmeerpolitik. Uns erscheint sie heute gern als das großartigste Beispiel einer planvollen Expansion; in Wirklichkeit aber ging Rom nur widerstrebend und zögernd den Weg, der es zwischen 201 und 146 rund zur Herrin des Mittelmeerkreises machte. Führende Männer aus der gesellschaftlich und politisch maßgeblichen Schicht, aus der Nobilität, bekämpften zäh und leidenschaftlich einen schrankenlosen Imperialismus, weil sie aus ihm ungünstige Rückwirkungen auf das innere Leben der Gemeinde befürchteten. Es waren daher nicht allein Unfähigkeit und Unentschlossenheit schuld daran, daß Roms Außenpolitik zwischen 168, dem Jahre von Pydna, das die politische Vernichtung der letzten bedrohlichen Mittelmeergroßmacht sah, und 66, in dem Pompeius eine großzügige Neuordnung des römischen Interessengebietes in Vorderasien einleitete, so seltsam widerspruchsvoll erscheinen mag. Das Reich aber, das in dieser Periode entstand, war ein Küstenreich.

Ungern nur war es in die Tiefen kontinentaler Räume eingedrungen, im Süden der Balkanhalbinsel, wo die zersekte griechische Staatenwelt, die alte Ansprüche nicht vergessen konnte, eine leichte Beute darstellte, und in Spanien, wo die Sicherung des im Kriege mit Karthago gewonnenen Gebietes die militärische Beherrschung des Binnenlandes voraussetzte. Und selbst in diesen beiden Gebieten, wo klare Grenzen politische Räume bestimmten, war erst Stückwerk geschaffen. Überall sonst aber waren nirgends schon die Grenzen des engeren Mittelmeerraumes erreicht.

Eine solche Position war ungefährlich, solange Rom übergewicht die Kernländer sicherte; aber sie war unbequem, weil sie durch jede Machtbildung an den Grenzen, die auf die römischen Klientelstaaten wie auf die römischen Provinzen zurückwirken mußte, unverhältnismäßig stark in Mitleidenschaft gezogen wurde, und weil sie den überraschenden Vorstößen aus den nicht kontrollierten Binnenräumen Nordafrikas und Europas offenstand. Ein solcher Vorstoß war es auch, der zum ersten Male Römer und Germanen sich messen ließ. Wandernde Germanenstämme, nach unserer Überlieferung aus ihren Sitzen in der Jütischen Halbinsel durch Naturkatastrophen verdrängt und bald noch durch keltischen Zugzug verstärkt, vernichteten römische Heere im Vorlande Norditaliens, in Noricum und in der Norbonensis. Ohne planvolle Führung und ohne Kenntnis von römischer Politik und Macht, nutzten sie ihre Siege nicht aus und jagten phantastischen Plänen nach. Ihr Vorstoß über die Alpen war sinnlos, da sich ihre Kraft selbst nach neuen Siegen an den italischen Festungen totgelaufen hätte; und nicht einmal diese Siege vermochten sie zu erzwingen, als Marius, ein rechter Troupiere, aber ein Mann ohne größere strategische und politische Begabung, die Teutonen 102 bei Aquae Sextiae und die Kimbern 101 bei Verceilae zum Kampf zwang. An Roms Nordpolitik änderten diese Jahre, die den alten Gallierschrecken erneuert hatten, nichts.

Es baute in den nächsten Jahrzehnten seine Stellung in der Norbonensis langsam aus, ohne sein Machtgebiet vorzuschieben, und blieb auch hier damit zufrieden, vor die eigene Provinz einen Gürtel von Klientelstaaten zu legen. Man empfand instinktiv in Rom die Unzulänglichkeit dieser Politik und zitterte vor allen beunruhigenden Nachrichten aus dem brodelnden Völkerkessel Galliens; aber man tat nichts, diesen Raum einer wirksamen Kontrolle zu unterwerfen. Ja, man verhinderte nicht einmal, daß sich ein germanischer Heerführer im römischen Interessengebiet selbst festsetzte. Das änderte

sich erst, als Cäsar 58 die Statthalterschaft in den beiden Gallien und *Ahyricum* antrat.

Cäsars Germanienpolitik bildet den machtvollen Aufklang zu der Germanienpolitik der römischen Kaiserzeit. Gewiß ist es nicht richtig, in Cäsars Einzelhandlungen Glieder einer großen Kette zu sehen, deren Endziel schon von vornherein klar vor seinen Augen gestanden hätte, auch wenn es mir aus gutbezeugten Nachrichten sicher zu sein scheint, daß ganz früh schon in ihm der — damals in der Luft liegende — Gedanke erwachte, die Leitung des Staates in seine Hand zu bringen. Weg und Weise aber konnten nur aus den Gegebenheiten nicht voraussehbarer Konstellationen gesucht werden. Aber ebenso gewiß ist die andere Tatsache, daß er überall dort, wo er unbeirrt von taktischen Einzelerwägungen handeln konnte, von vornherein nach einem großen und klaren Programm vorgegangen ist. Das gilt für seine Innenpolitik, die hier nicht zu berühren ist, so gut wie für seine Reichspolitik. Wir glauben sie schon in seiner spanischen Statthalterschaft zu erkennen, die ihn 61/60 in Lusitanien bis an den Ozean führte. Sie bildet die entschlossene Einleitung zur Eroberung der Gesamthalbinsel, die allerdings erst von Augustus vollendet wurde, weil Cäsar die Zeit dazu nicht beschieden war. Vollends deutlich wird sie an seiner Tätigkeit in Gallien. Auch sie wird von rein taktischen Erwägungen mitbestimmt, von der Absicht, ein kampffähiges Heer, eine verbreiterte Machtbasis, Mittel und Prestige für den unvermeidlichen innerpolitischen Machtkampf in Rom zu gewinnen. Wichtiger aber ist, daß er hier ganz bewußt mit der älteren römischen Reichspolitik brach. Hier zum ersten Mal wurden die Grenzen des römischen Reiches selbst über den engeren Mittelmeerfaum in kontinentale Binnenräume hinausgetragen, ohne daß räumlich begrenzte Aufgaben oder militärische Notwendigkeiten diesen Bruch mit der älteren Praxis herbeigeführt hätten. Die germanische Expansion, die überall fast schon in breiter Front die Rheinlinie überschritten hatte und in Ariovist schon tief in die gallischen Kernländer vorstieß, erzwang eine neue Auseinandersetzung mit der Germanienfrage darüber. Ariovist wurde 58 noch im Oberelsaß vernichtend geschlagen; 55 wurden die *Usipeter* und *Tenkterer*, die über den Mittelrhein vordrängten, verräterisch überfallen und aufgerieben. Aber die langsame Expansion der Germanen wurde nicht rückgängig gemacht und eine Völkerverteilung im linksrheinischen Gebiet gebildet und geschaffen, die, von kleineren Verschiebungen abgesehen, bis in die Spätantike gewahrt blieb.

Haben wir aber unter diesen Verhältnissen überhaupt ein Recht, von einer cäsarischen Germanienpolitik zu sprechen, und müssen wir sie nicht einfach als ein Gebiet seiner Gallienpolitik betrachten? In der modernen Forschung wird die Frage fast allgemein in diesem Sinne beantwortet. Die Antwort besteht zu Recht, wenn man von den Ergebnissen der cäsarischen Reichspolitik ausgeht. Gallien selbst, das heißt alle Landschaften nördlich der Marbonensis zwischen Pyrenäen und Rhein, wurde für dauernd okkupiert und wuchs schnell, wenigstens in seinen Oberschichten, in die nahverwandte römische Art und Kultur hinein, während der Rhein vorerst die Grenze blieb. Sie ist aber m. E. nicht richtig, wenn man von Cäsars Reichsidee und letzten Plänen ausgeht. Und von dort aus muß einmal die Frage behandelt werden, weil nur so die Basis für eine gerechte Würdigung der augusteischen Wirksamkeit gewonnen werden kann. Schon während seiner gallischen Statthalterschaft hatte Cäsar die Linien einer weiteren Expansion vorgezeichnet, zweimal die Straße von Calais und zweimal, 55 und 53, den Rhein überschritten. Beide Operationen dienten zunächst nur engeren Zielen, der Abriegelung der Grenzen des neuerobernten Landes und seiner unmittelbaren Sicherung; beide aber wiesen darüber hinaus auf die Unterwerfung der Randländer des orbis terrarum. Wir dürfen sie, glaube ich, als ältestes Zeugnis für Cäsars universalistischen Staatsgedanken werten.

Über ihn besteht freilich in der modernen Forschung keineswegs Einhelligkeit, da viele Gelehrte die Schlüsse aus Herrscherkult und Herrscherauffassung nicht als beweiskräftig anerkennen wollen. Gerade diesen beiden Ideen gegenüber aber ist m. E. jede Problemstellung verfehlt, die aus modernen Gesichtspunkten heraus ihre Bedeutung abzuleugnen sucht. Denn nur wer die ganze Tiefe antiken religiösen Denkens als geschichtlich wirksamen Faktor, der unbeeinflusst von Geschichte und Auflösung der offiziellen Kulte blieb, zu werten weiß und die historische Bedeutung der Idee erkannt hat, wird ihnen gerecht. Unbestreitbar aber ist die eine Tatsache, daß Cäsar als Ausdruck seiner Herrscherstellung das Gottkönigtum erstrebte und daß er seine Absicht teilweise wenigstens erreichte. Die göttliche Verehrung, die dem Denken der Römer fremd war, obwohl sie tief von der späthellenistischen Gedankenwelt beeinflusst waren, wurde ihm zunächst als Tempelgenossen des Quirinus und schließlich als Verkörperung des höchsten Staatsgottes, des Jupiter Capitolinus, zuteil. Der Königstitel freilich blieb ihm versagt. Wie weit das Gottkönigtum, wie einst bei Alexander, Ausfluß echten re-

ligiösen Erlebnisses, oder wie weit es nur rationalistischer Ausdruck einer neuen staatlichen Form war, bleibt für immer Geheimnis, obwohl manches dafür spricht, daß Cäsar die Schranke zwischen Gott und Mensch niederreißen konnte, weil die alten Götter seines Volkes für ihn selbst wie für die ganze durch griechischen Skeptizismus beeinflusste Oberschicht wesenlos geworden waren. Gewiß aber ist, daß es sinnfälliger Ausdruck universalistischer Ideen war, die ihn — wie einst schon Scipio und später Pompeius — mit Alexander unmittelbar und einzelnen großen Herrschergestalten des frühen Orientes, aber nicht mit dem späthellenistischen Königtum und seiner Gleichgewichtsidee verbanden. Denn literarische Zeugnisse, Monumente und Inschriften verkündeten die gleichen universalen Ansprüche und Hoffnungen.

Dieser Universalismus aber ist bei beiden großen Herrschern aus der schöpferischen Verbindung zwischen raumsprengender Phantasie und nüchternen militärischen und politischen Erwägungen erwachsen, die das Geheimnis ihrer Größe ausmacht. In Alexanders Gedankengängen kehrt die eine Idee immer wieder, den Ozean zu erreichen, der nach den geographischen Anschauungen seiner Zeit die Oikumene umfließt. Die moderne Forschung erkennt darin gern handelspolitische Tendenzen oder gar wissenschaftliche Interessen. Gewiß haben sie mitgespielt: viel wichtiger aber war die rein militärische Erwägung, daß die natürliche Grenze der Welt auch die beste Reichsgrenze bildete und daß der Ozean für eine Flottenmacht die schnellsten und sichersten Operationswege erschloß. Nicht überall freilich war es nötig, an diese Weltgrenze selbst vorzustößen. Alle Gebiete, die, wie man glaubte, durch übergroße Hitze oder Kälte keine oder nur eine dünne Besiedlung zulassen, schaltete auch der alexandrisch-cäsarische Reichsgedanke aus. Überall sonst aber war bei der ungeheuren Erstreckung ihrer Reiche und bei der verhältnismäßig geringen Zahl ihrer Kerntruppen der sicherste Schutz der endlos langen Grenzen die Unterwerfung aller Nachbarn. Diese rationalistische, militärisch-politische Grundlegung unterscheidet den alexandrisch-cäsarischen Universalismus scharf von dem religiös gegründeten des frühorientalischen Staates. Und weiterhin trennt ihn von diesem der auf der griechischen Philosophie erwachsende Wohlfahrtsgedanke, der wiederum trotz aller Berührungen in Einzelheiten grundverschieden von der prärationalen Wohlfahrtsidee des orientalischen Staates war.

Von dieser Grundlage aus ist eine bekannte und viel behandelte Plutarchstelle über Cäsars letzte Pläne zu interpretieren. Nach ihr

soll es seine Absicht gewesen sein, nach der Unterwerfung der Parther durch Hyrkanien am Kaspiſchen Meer und Kaukaſus vorbei in Skythien einzufallen, die Nachbarländer von Germanien und Germanien zu durchziehen und über Gallien nach Italien heimzuführen. Die Nachricht wird in der modernen Forſchung faſt allgemein als phantaſtiſche Übertreibung verworfen, obwohl ſie durch Appians knappe Notiz von dem geplanten Parther- und Getenkrieg inhaltlich weithin beſtätigt wird. Von unſerm geographiſchen Geſichtspunkt aus ſind dieſe Pläne freilich phantaſtiſch; aber es wird bei der Beurteilung von Cäſars und Alexanders Reichsgedanken gern vergeſſen, daß ihr geographiſches Weltbild ſich nicht mit unſerm deckt. Die Unterwerfung des parthiſchen Oſtens war Cäſars erſtes Ziel, das heißt die Verbindung des Alexanderreiches mit dem Mittelmeerreich der Domina Roma. Die Sicherung der Nordgrenzen war davon nicht zu trennen, ein Problem, das die großen Achaimeniden und Alexander oft beſchäftigt hatte. Kyros und Dareios waren an ihm geſcheitert; Alexander war an Donau und Taurus ins Leere geſtoßen. Cäſar mußte von ihren Plänen und Mißerfolgen wiſſen und zog daraus aus ſeinem Weltbild die Konſequenzen. In gewaltiger Umfaſſung wollte er die Nordvölker in den Steppen Aſiens und Europas und in den Wäldern Germaniens niederwerfen. Es iſt müßig auszuſinnen, was geſchehen wäre, wenn dieſer Römer, der über ſein Volk hinausgewachſen war und mit ſeinem harten erdgebundenen Realismus die weltumſpannende ſchöpferiſche Phantaſie des Griechen verband, zehn Jahre länger gelebt hätte. Daß er dann den Mittelmeerraum in ſeinem weitesten Umfange unterworfen und mit dem Mittelmeerreich der Domina Roma das iraniſche Reich der Achaemeniden vereinigt hätte, darüber kann kaum ein Zweifel beſtehen, weil die Dinge 44 ungleich günſtiger für den Weſten als 334 lagen. Unzweifelhaft aber iſt auch, daß Rom darüber ſeine zentrale Stellung zwangsläufig verloren hätte, wie es einſt Pydna und Athen getan hatten, und daß Alexandrien, deſſen hochbedeutende Königin Cäſar ſchon zu eigen geworden war, oder Ilion, das ähnlich wie Byzanz Schlüſſelſtellung eines ſolchen eurasiſchen Weltreiches hätte bilden können, ſchwerlich aber Babylon, das Alexander einſt zum Mittelpunkt ſeines oikumeniſchen Reiches beſtimmt hatte, an ſeine Stelle getreten wären. Unzweifelhaft iſt es freilich auch, daß der Verſuch, das Problem der Nordgrenzen von Oſten her zu löſen, ebenſo wie die älteren Vorſtöße an der Weite dieſes Raumes ſcheitern mußte.

Man ahnte in Rom die Gefahren für die eigene Stellung, obwohl man in diesen Jahrzehnten gern mit universalistischen Ideen spielte; und die Verschworenen waren, so verschiedene Motive auch sie leiteten, darin sich einig, daß der römische Staatsgedanke vor den von Cäsar her drohenden Gefahren gerettet werden müsse. Sie ermordeten Cäsar, als alle Vorbereitungen zum Partherkrieg abgeschlossen waren. Aber schon am Mordtage, am 15. März 44, erwies es sich, daß man wohl den Herren von Rom, aber nicht mehr die Kräfte, die ihn emporgetragen hatten, beseitigen konnte. So weckte diese schlimmste Untat, welche die römische Geschichte kennt, nur neue Kämpfe und Wirren. Sieger blieb Cäsars Nefte und Adoptivsohn C. Octavius, der in der Geschichte als Augustus fortlebt.

Selten wohl sind zwei nahe Verwandte so bedeutend und so verschieden zugleich gewesen, wie der gewaltige Diktator und der erste Princeps von Rom. Selbstisch und gütig zugleich war der eine, ein Stratege, der in dem unbedingten Vertrauen auf sich und seine Truppen das Unmögliche wagte und gerade die überraschende Improvisation liebte, ein Staatsmann, der sich von den Anschauungen seines Volkes befreit hatte und den alexandrischen Plan, der Welt eine neue Ordnung zu geben, sich zu eigen machte, in unermüdlicher Arbeit den stahlharten Körper verzehrend und dabei doch den ganzen Zauber einer echten, vollen und sinnensfrohen Menschlichkeit wahrend, in seiner Überlegenheit von seinen Feinden gefürchtet und der Abgott seiner Soldaten; der andere kränklich und schwächlich von Jugend an, unsoldatisch, ja fast feige und nur in einem unerhörten ganz rationalen Pflichtbewußtsein sich selbst überwindend, leidenschaftslos, so wollte es den Mitlebenden erscheinen, selten nur menschlich liebenswürdige Züge verratend, vor allen kühnen Entscheidungen zurückschreckend und oft auf die Hilfe seiner Freunde angewiesen, die alle an ihm und dem Dienst für ihn zugrundegegangen sind oder doch die schwersten menschlichen Opfer haben bringen müssen, aber ein kühler Rechner zugleich von überlegener Klarheit, der Grenzen seiner Kraft sich bewußt, aber ebenso die Gegner durchschauend und darum wiederum bereit, schwerste Aufgaben auf sich zu nehmen und durchzuführen. So verschieden die beiden Männer auch in ihrem Temperament waren, in einem waren sie sich gleich, in der rückhaltlosen Hingabe an ihr Werk. Das hat die moderne Forschung nicht immer gerecht gewürdigt und gern über den strahlenden Glanz von Cäsars Willen und Wirken die gewaltige staatsmännische Leistung des ersten Princeps vergessen.

Beide wurzelten sie in Rom und römischer Art, und beide lebten in der reichen griechischen Bildung ihrer Zeit. War Cäsar aber in dieser Verbindung über die nationale Enge seines Volkes hinausgewachsen und zu einem letzten echten Nachfahr Alexanders und der ersten großen Diadochen geworden, so war es Augustus beschieden, noch einmal alle in seinem Volke schlummernden Kräfte in harmonischem Ausgleich in sich zu verbinden, mit seinem Empfinden für alles, was noch lebenswürdig war, die noch lebendigen Kräfte in Staat und Überlieferung zu sammeln und in die Zukunft hinüberzuretten durch seine Staatsordnung, die den Ausgleich zwischen der großen Vergangenheit und allen Forderungen, die durch eine hundertjährige Revolutionsperiode ans Licht gebracht waren, zu finden mußte. Römisch war diese Staatsordnung, die er durch Cäsars Schicksal gewarnt, seinem Volke 27/3 im Principat gab; römisch war seine Kultur- und Religionspolitik, die römischem Wesen seine letzte und reifste Entfaltung schenkte; römisch waren die charismatischen Anschauungen, die für das westliche Bürgergebiet das Gottesherrschaftum hellenistischer Prägung ablehnten und nur den echt italischen Glauben an die im Menschen waltenden Kräfte, den Genius als Inbegriff aller zeugenden Mächte im Mittelpunkt, anerkannten und nur dem Osten und Westprovinzen ein Zugeständnis an überkommene Anschauungen machten, wenn sie den gemeinsamen Kult von Roma und Augustus gestatteten. Wir müssen es uns versagen, auf Einzelheiten der neuen Ordnung einzugehen oder gar den Widerspruch aufzudecken, der fast in allen Zeugnissen dieser Zeit zwischen den aus dem Osten und Cäsars Werk übernommenen Ideen und Augustus' Willen aufklopft. Aber dieser Gegensatz zu allem, was Cäsar gewollt hatte, mußte hier ans Licht gestellt werden; denn man begreift Augustus' Werk und Größe nur, wenn man verstehen gelernt hat, daß er nicht einfach Cäsars Erbe war.

Hier gilt es nur zu zeigen, wie diese römische Blickrichtung auch seine Außenpolitik bestimmte. Auch sie kehrte zu den Bahnen zurück, welche die große Zeit republikanischer Politik gewiesen hatte. Aber auch sie fand den Ausgleich zwischen der alten Tradition und den militärisch-politischen Forderungen der Gegenwart, die Roms Adel im zweiten Jahrhundert noch nicht erkannt hatte, obwohl sie auch damals schon eigentlich in ganzer Schwere bestanden. Er gab trotz der Vorstöße nach Arabia Felix und Äthiopien den Traum, den orbis terrarum zu erobern, auf, mit dem die Phantasie der Zeitgenossen so gern spielte, und kehrte zu einer reinen Mittelmeerpolitik zurück,

ohne daß diese Resignation seinem Volk bewußt geworden wäre. Er tat es aber, weil er die Grenzen der römisch-italischen Kraft kannte, die unter dem hundertjährigen Bürgerkrieg unfähig gelitten hatte und nach seinem Staatsgedanken berufen war, das Reich leitend und schützend zu tragen, und weil er so der Welt am leichtesten den dauernden Frieden schenken zu können glaubte, den sie ersehnte. Behutsam löste er darum alle Grenzprobleme, soweit sie in diesem Rahmen zu lösen waren. Im Osten begnügte er sich damit, Parthien, seine Schwäche geschickt ausnutzend, diplomatisch zu demütigen und eine Barriere von Klientelstaaten vor dem schon provincialisierten Vorderasien aufrecht zu halten, das nur mit ganz schmalem Grenzsaum unmittelbar an Feindesland stieß. In Afrika machte er Ägypten zur kaiserlichen Hausprovinz, während er Mauretanien, das bereits eingezogen war, wieder einem Klientelfürsten gab. In Europa rundete er den römischen Besitz allerorts ab, in dem klaren Streben, überall die militärisch besten und kürzesten Grenzen des engeren Mittelmeerraumes zu erreichen und die schon unter Cäsar gewonnenen Stellungen zu decken. In Spanien wurden Asturien und Galaecien unterworfen. Im Balkanraum wurde die Grenze, die auch hier noch Klientelstaaten einbeschloß, an die untere Donau vorverlegt.

Die Sicherung der italischen Nordgrenze aber war identisch mit der Okkupation der Alpen und des Alpenvorlandes. 25 schon wurden die Salasser bezwungen, die bis dahin äußerst unbequeme Nachbarn der oberen Poebene gewesen waren. Im Jahre 15 wurde auch hier die Grenze durch die Besetzung von Raetien und Bindelicien an die obere Donau vorgeschoben. Gleichzeitig begannen die Operationen gegen Pannonien, die zwischen 12 und 9 zu der vorläufigen Okkupation der Länder südlich der mittleren Donau führten. Ein Glied dieser planvollen und großangelegten Politik, die im Grunde rein defensiv zu der gewaltigsten Machterweiterung Roms geführt hat, ist die augustische Germanienpolitik.

Cäsar war über erste Ansätze nicht hinausgekommen. Aber sein Werk überdauerte in Gallien die ersten Stürme des 44 erneut ausbrechenden Bürgerkrieges. Freilich war es unvermeidlich, daß die Wirren auch bis in diese Landschaften, die vorübergehend selbst zum Kriegsgebiet wurden, ihre Kreise zogen. Gallien, das Antonius sich zunächst vorbehalten hatte, wurde bald von Octavian besetzt. 38 schon kämpfte Agrippa hier gegen Germanen an der Rheinfront, die den Grenzstrom überschritten hatten, ging selbst als erster Römer

nach Cäsar über den Fluß und siedelte die Ubier auf dem linken Ufer an, auch hier Cäsars Beispiel folgend, der schon den Grenzschutz gegen die freien Germanen zum Teil den Stammesbrüdern auf dem linken Ufer übertragen hatte. Es ist möglich, daß Agrippa damals schon und nicht erst 20/19 mit dem Ausbau des großen Heerstraßensystems begann, das mit Lugdunum als Mittelpunkt Gallien zu einem gewaltigen Eckpfeiler des römischen Reiches für Angriff und Verteidigung gestaltete.

An einen systematischen Ausbau dieser Front war freilich in dieser Zeit, die durch den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Octavian und Antonius überschattet wurde, nicht zu denken. Ja, durch den Entscheidungskampf von 32—30 wurde Gallien noch einmal auf das stärkste berührt. Trevirer und Moriner erhoben sich und die Sueben gingen über den Rhein, Bewegungen, die wahrscheinlich erst 29 und 28 durch C. Carinas und M. Valerius Messalla niedergeworfen wurden. 27 ging Augustus, nachdem er die erste Phase seiner Neuordnung des Staates abgeschlossen hatte, nach Gallien, das er allerdings nur kurze Zeit besuchte, wie man allgemein glaubte und hoffte, um den Eroberungskrieg gegen Britannien vorzubereiten, und begab sich von dort nach Spanien, wo dringendere Aufgaben seiner warteten. Erst als er die Verhältnisse des Ostens in dem schon charakterisierten Sinne geordnet hatte, besuchte er im Jahre 16 erneut Gallien und zwar, wie die weitgespannten Operationen der nächsten Jahre beweisen, um die endgültige Regelung der Grenzfragen im Norden vorzubereiten. Galliens politische und militärische Organisation wurde abgeschlossen. Wie dringend ein Ausbau des Rheinschutzes war, das bewies — nach Dions ausführlichem Bericht in eben diesem Jahre 16 — ein neuer Vorstoß der Ulpeter und Tencterer, die Vollius im offenen Felde schlugen und dabei sogar einen Adler erbeuteten. Doch ehe hier die römische Gegenoffensive einsetzte, wurden zunächst noch andere Fragen bereinigt. Die Narbonensis wurde 16 noch durch die Züchtigung von Alpenvölkern endgültig gesichert. 15 wurde, wie schon gesagt, das Alpenvorland okkupiert und damit zugleich eine Flankenstellung gegen die germanischen Kernlandschaften bezogen, die allerdings in der ersten Phase der römisch-germanischen Auseinandersetzung, Prokuratoren unterstellt, nur eine Nebenrolle gespielt hat, offenbar weil für Angriff und Verteidigung das Rheinflußsystem eine ungleich größere Bedeutung gehabt hat als die nördlichen Nebenflüsse der Donau, die strategisch durch die Mainlinie abgeriegelt werden. Koloniegrün-

dungen in Gallien stärkten gleichzeitig die römische Basis. 13 konnte Augustus nach Rom zurückkehren, wo jetzt die ara pacis Augustae, das wunderfame Monument, das den Herrscher als Friedensbringer feiert, begonnen wurde.

In diesen Jahren muß der Kaiser erkannt haben, daß die gallisch-raetische Grenzziehung denkbar ungünstig war, weil die Donau- und Rheinlinie, die noch nicht einmal organisch miteinander verbunden waren, sehr lang und stellenweise wenigstens ohne ausreichenden natürlichen Schutz waren. Und zu diesen rein militärischen Erwägungen kam gewiß auch noch der zweite Umstand, daß Gallien, reich und in seinen Oberschichten schnell romanisiert wie es war, bald selbst des Vorlandes gegen überraschende germanische Vorstöße bedurfte. Unter solchen Verhältnissen war es nur natürlich, daß der Gedanke auftauchte, die Grenzen nach dem Osten an die Elblinie vorzuschieben, um Kräfte zu sparen und um den lästigen Druck der Germanen zu beseitigen. Aus diesem Gesichtspunkte heraus wurden die gallischen Regionen an den Rhein vorverlegt und die Rheinlinie zu einer mächtigen Ausfallstellung ausgebaut, deren Kräfte, sechs Regionen, das stärkste an einer Front massierte Heer, in einer Hand zusammengefaßt blieben. 12 begann unter Drusus' Leitung die Offensive.

Die Bodenforschung am Rhein und in seinen Vorlanden hat die dürftigen und widerspruchsvollen Nachrichten der literarischen Überlieferung weithin aufgehellt, auch wenn noch immer der ungelösten und heiß umstrittenen Probleme — ich erinnere nur an die Alisofrage und das immer noch ergebnis- und hoffnungslose Suchen nach dem Schlachtfeld im saltus Teutoburgiensis — übergenug sind. Ein Bild der strategischen Einzelunternehmungen zu zeichnen, ist noch immer so gut wie unmöglich. Aber feststeht, und das genügt für unsere Problemstellung, das Gesamtbild in seinen entscheidenden Zügen, da über die Stoßrichtung der römischen Offensive nach unseren Quellen und nach den Bodenfunden kein Zweifel bestehen kann. Zwei mächtige Lager, Castra Vetera und Moguntiacum, zu denen bald noch Köln hinzukam, wurden der Mündung von Main und Lippe gegenüber angelegt, aus denen sich in wechselvollen Schicksalen das moderne Mainz und Xanten entwickelt haben, beide an der Stätte schon einer vorrömischen Siedlung. Zahlreiche kleinere Befestigungen, von denen gleichfalls mehrere schon aufgedeckt und erforscht sind, deckten den Zwischenraum zwischen diesen strategischen Schlüsselstellungen, welche die beiden natürlichen Ein-

fallspforten in das innere Germanien beherrschten. Dazu wurde die Rheinflotte stark vergrößert und zu einem machtvollen Angriffsinstrument ausgebaut, für das in dem Drususkanal eine Ausfalls-
spforte nach der Nordsee mit gesicherter Basis geschaffen wurde.

Vorstöße von Mainz, vor allem aber zu Lande und zu Wasser vom Unterrhein aus, führten Drusus in das Gebiet von Ems und Weser und in unser Hessenland, von wo aus er im Jahre 9 über das obere Wesergebiet bis an die Elbe vordrang. Von einer wirklichen Eroberung dieses weiten Raumes konnte in diesem Jahre, als der fähige und ritterliche Feldherr an einem Unfall starb, noch nicht die Rede sein, auch wenn damals schon, wie die Bodenfunde zwingend erwiesen haben, römische Truppen auch im Winter im rechtsrheinischen Gebiet gestanden haben. Aber große Teile des heutigen Nordwestdeutschlands, vor allem im Nordseeküstengebiet bis an die Weser, konnten bereits als militärisch bezwungen gelten. Es schien schon damals nur noch eine Frage der Zeit, wann die nunmehr von Norden, Süden und Westen umklammerten Landschaften Mitteldeutschlands erobert würden. Die militärischen Schwierigkeiten waren nicht unüberwindlich. Die Germanen waren freilich keine Halbnomaden; aber immer noch war das Land, von ganz wenigen Gebieten abgesehen, sehr dünn bevölkert. In zahlreiche Stämme zersplittert und selbst in diesen kleinen Einheiten noch von Fehden zerrissen, war hier, politisch gesehen, noch ein Machtvakuum, das straff organisierte Widerstandszentren nicht besaß.

Das Werk, das Drusus begonnen hatte, wurde von seinem älteren Bruder Tiberius, der ihm als Feldherr und als Organisator ebenbürtig, wenn nicht überlegen war, kräftig und erfolgreich ausgebaut. Und selbst als Tiberius im Jahre 6 aus Erbitterung über Augustus' iulisch tendierte Familienpolitik und aus Scham über sein Verhältnis zu Julia in die zunächst freiwillige Selbstverbannung nach Rhodos ging, da brach über die Germanienpolitik nicht eine solche Schwächeperiode herein, wie sie etwa in Armenien jetzt Roms Oststellung gefährdete. L. Domitius Ahenobarbus, der von Süden her vorstoßend selbst die Elbe überschritt, und M. Vinicius behaupteten einzelnen Aufständen zum Trotz das von Drusus und Tiberius gewonnene Gebiet; und vielleicht liegt es mehr an Dürftigkeit und Charakter unserer Überlieferung als an den tatsächlichen Verhältnissen, wenn wir auch hier ein gewisses Stagnieren der römischen Expansion zu spüren glauben.

Das freilich ist unverkennbar, daß 4 nach Chr., als Tiberius, der

kurz zuvor hatte heimkehren dürfen, erneut zum Mitregenten erhoben wurde, wie überall im Reich, so auch in Germanien eine neue Latkraft sich regte. Tiberius selbst übernahm wiederum, das Kommando an dieser Front, der deutliche Beweis dafür, daß hier der Schwerpunkt der Reichspolitik lag, und daß Augustus hier jetzt die endgültige Ordnung herbeiführen wollte. Die Cherusker und Chauken wurden gezwungen, Roms Herrschaft anzuerkennen. Die Eroberung der Landschaften zwischen Mittellauf und Mündungsgebiet von Elbe und Rhein durfte als abgeschlossen gelten. Schon wirkte das Schwerk Gewicht des römischen Weltreiches über die Elbe hinaus. Nur eine bedeutende germanische Macht bestand noch, das Markomannenreich, das Marbod eben jetzt in dem einst keltischen Böhmen begründet hatte, nachdem die Markomannen unter seiner Führung ihre alten Sitze am Main aufgegeben hatten. Für das Jahr 6 war der konzentrische Angriff gegen dieses geplant, den keine noch so vorsichtige Politik Rom gegenüber aufgehalten hätte, da Rom auf die Dauer keine selbständige Macht an der oberen Elbe und keine unabhängigen deutschen Stämme in Mitteldeutschland zwischen Harz und Donau dulden konnte. Der römische Angriff, der von Carnuntum und Moguntiacum ausgehen sollte, wurde im letzten Augenblick durch den furchtbaren pannonisch-dalmatinischen Aufstand durchkreuzt, der, die schwerste Belastung, welche die augusteische Politik zu bestehen gehabt hat, vier Sommer lang, von 6 bis 9, alle verfügbaren Kräfte Roms fesselte. Marbod wurde gerettet; aber nichts beweist die Kurzsichtigkeit der damaligen Germanen besser als die Tatsache, daß niemand die Notlage Roms für aktive Gegenwehr ausnützte. Es scheint sicher zu sein, daß die Römer ihre Eroberungen behauptet und noch erweitert hätten, wenn sie nicht in Germanien selbst schwere Fehler begangen hätten. Unsere Überlieferung macht Varus für sie verantwortlich; schwächliche moderne Rettungsversuche sind nicht gerade überzeugend. Es scheint, daß es verfrüht war, Formen römischer Provinzialverwaltung und Rechtsprechung in den neueroberten Gebieten anzuwenden; und gewiß ist, daß Varus als Feldherr vollkommen versagte, als ihn der Aufstand trotz aller Warnungen romfreundlicher Germanen überraschte. So wurde sein Heer im Jahre 9, gerade als der pannonische Aufstand endgültig bezwungen war, in der mehrtägigen Rückzugschlacht im saltus Teutoburgiensis aufgerieben. Er selber gab sich den Tod.

Rom hat ungleich schwerere Niederlagen als diese erlitten. Und doch gehört sie zu den weltgeschichtlichen Ereignissen von unabseh-

barer Bedeutung. Sie hat das künftige Schicksal der Germanen im mitteleuropäischen Raum entscheidend mitbestimmt. Wir haben ein gutes Recht, ihrer und Armins, des Cheruskerfürsten, der sie erzwungen und siegreich durchfochten hat, mit Stolz zu gedenken. Alle Not und alle Größe unseres deutschen Schicksals ist weithin durch sie, die das rechtsrheinische Germanien von römischer Herrschaft befreite und aus der unmittelbaren Verbindung mit dem römischen Kulturkreise ablöste, heraufbeschworen. Wir bekennen uns zu ihm gerade in dieser tiefsten Notzeit unseres Volkes, weil wir den Glauben nicht aufgeben, daß die bittere Not einmal seine besten und reinsten Kräfte allen geistigen und politischen Wirrsalen zum Trost befreien und wecken wird. Einmal werden wir ja den Weg zum Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit vor uns und unserem Schicksal, vor Vergangenheit und Zukunft, den ewigen Mächten im Völkerleben, den die besten Männer unseres Volkes heute wie stets gewiesen haben, auch als Nation gehen lernen.

Der Historiker wird durch diese Feststellung aber nicht seiner Aufgabe enthoben, zu fragen, warum denn diese eine Niederlage einen solchen grundlegenden Wandel in der römischen Politik herbeiführen konnte, während Roms Staatsraison sonst gerade gebot, nur nach entscheidendem Siege das Abkommen mit dem Gegner zu suchen. Er wird viele Einzelfaktoren in Rechnung stellen: die Schwierigkeiten, Germanien zu unterwerfen, das mehr noch durch seine Armut und seine Wälder als durch die kriegerische Kraft seiner freilebenden Bewohner verteidigt wurde, die schweren Verluste im pannonisch-dalmatinischen Kriege, die Rom nur mit Mühe noch ausgleichen konnte, weil die kriegerische Kraft des Italifertums nach dem Barockismus der Bürgerkriege zu ermatten begann, das hohe Alter eines Augustus, das ihm die zähe Spannkraft der Jugend geraubt, und Tiberius' Haltung, der als gebrochener Mann den seit Jahrzehnten im Geheimen ersehnten Principat antrat: Entscheidend aber wird immer die Gesamthaltung der Reichspolitik sein, deren Richtlinien Augustus mehr als ein Menschenalter zuvor festgesetzt hatte. Wir haben sie als defensiv zu begreifen gesucht und als bestimmt, das Mittelmeerreich der Domina Roma mit einem Mindestaufwand an Kräften zu sichern. Roms Herrscher war jetzt vor die Entscheidung gestellt, ob er ein vor gerade zwanzig Jahren begonnenes Unternehmen abbrechen sollte, weil der Einsatz die Opfer nicht mehr zu lohnen schien.

Vielleicht ist Augustus einer klaren Antwort ausgewichen. Aus

dem Monumentum Ancyranum, Augustus' inschriftlich erhaltener Selbstbiographie, die ihre Schlußfassung erst nach dem Jahre 9, und zwar frühestens 13, erhalten hat, möchte ich freilich keine Schlüsse ziehen, wenn sie Roms Herrschaftsanspruch auf die Länder bis zur Elbmündung als verwirklicht hinstellt, da ihre Ideologie verbietet, Fehlschläge und Mißerfolge zuzugeben. Eine deutlichere Sprache reden die germanischen Feldzüge in Augustus' letzten und Tiberius' ersten Regierungsjahren. Die Ausfallstellung am Rhein wurde beibehalten, das Heer auf acht Legionen verstärkt, das Vorland blieb okkupiert, die Herrschaft über die Nordseestämme, die sich an dem Aufstand nicht beteiligt hatten, wurde gewahrt, und nach Strafexpeditionen unter Augustus begannen unter Tiberius noch einmal groß angelegte Operationen zur Unterwerfung des 9 verlorenen Gebietes. Es ist undenkbar, daß Germanicus seine Züge ohne Ermächtigung durch die Zentralregierung unternommen hat, und weiterhin ist es nach allem, was wir von Tiberius wissen, ausgeschlossen, daß er in dieser Offensive einen Verstoß gegen Augustus' politische Richtlinien, die er noch einmal in seinem Testament und den ihm beigegebenen Schriften zusammengefaßt hatte, erblickt hat. Germanicus selbst versagte vor seiner Aufgabe, obwohl Arminius durch sinnlose Kämpfe im eigenen Volk gelähmt wurde. So traf Tiberius im Jahre 16 die Entscheidung, die seit 9 zu erwarten war, und befahl die Einstellung von Operationen, die trotz des Einsatzes stärkster Kräfte in verbissenen Kämpfen keine entscheidenden Erfolge, wohl aber sehr schwere Verluste gebracht hatten. Wahrscheinlich wurden jetzt auch die Außenposten im Chaukenland geräumt. Der römischen Öffentlichkeit gegenüber wurden Mißerfolg und Verzicht durch einen glänzenden Triumph verhüllt.

Eine erste Phase kaiserzeitlicher Germanienpolitik war abgeschlossen. Es ist bekannt, daß sich in den nächsten Jahrzehnten keine ganz klare Linie in Rom herausbildete, weil der Widerstreit zwischen hellenistischer und römischer Herrscherauffassung nicht zur Ruhe kam. Hatte Tiberius noch strenger als Augustus den Principatsgedanken vertreten, so neigte die Auffassung unter Gaius und Nero ausgesprochen, unter Claudius weniger deutlich nach der hellenistischen Seite, nach dem Gottherrschertum und dem Absolutismus. Auf die große Reichspolitik aber gewannen diese Ideen kaum Einfluß, da sie ja nicht von dem genialen Willen einer überlegenen Persönlichkeit, sondern von den irren Phantasien schwacher und krankhafter Menschen genährt wurden. Darüber dürfen tönende Programme

auf Inschriften und Münzen nicht hinwegtäuschen. Die Grenzpolitik, die bald nicht selten von den kaiserlichen Kabinettschefs oder auch von den Kommandeuren der Grenzheere bestimmt wurde, hielt sich in dem von Augustus gewiesenen Rahmen und wahrte im großen und ganzen wie auch die Provinzialverwaltung ein erfreulicheres Aussehen, da trotz der Auflösung in Rom Heer und Verwaltung intakt blieben.

An Rhein und Donau geschah wenig. Wir hören von einzelnen Vorstößen tief ins Nordseeküstengebiet und von Kämpfen mit den Chatten. Aber unter Claudius noch, der auf der anderen Seite die längst in Erwägung gezogene Eroberung von Britannien begonnen hatte, wurden die noch gehaltenen Außenposten an der Nordsee geräumt. Nur der Einfluß über das Vorland der römischen Rheinstellung wurde energisch gewahrt. Die Rheinstellung selbst, die jetzt einen ausgesprochen defensiven Charakter annahm, wurde immer stärker und engmaschiger ausgebaut. Schon begann hier unter dem Einfluß des italischen Elementes in den Legionen ein reiches Leben zu erblühen. Es bedurfte erst der ganzen Mißwirtschaft in Neros letzter Periode, um auch hier wieder ernsthafte Gefahren heraufzubeschwören. Von den Provinzen, von Gallien zunächst und dann von Spanien, ging die Bewegung aus, die zum Sturz Neros führte. Galba, der Erbkönig der spanischen Legionen, wurde in einer Palastrevolte von Otho gestürzt, Otho von Vitellius, für den sich die germanischen Legionen erklärt hatten, verdrängt, und Vitellius von Vespasian, der über die Legionen Syriens und der Donauprovinzen verfügte. Alle Grenzheere fast wurden also in diesen Strudel hineingezogen. Da war es kein Wunder, daß die römische Stellung den Germanen gegenüber erschüttert wurde, um so weniger, als Vespasian hier vielleicht seine Hände im Spiel gehabt hat. Die gallisch-germanische Bewegung, die wir den Bataverkrieg zu nennen pflegen, verlief im Sande, nachdem sie über die Reste der Rheinlegionen schwere Verluste und noch schwerere Schande gebracht hatte, weil der gemeinsame Haß gegen Rom die Sonderbestrebungen zwischen den Aufständischen selbst und zwischen ihnen und den freien Germanen nicht überwand, und weil das imperium Romanum nach Vespasians endgültigem Siege überlegene Kräfte an diese Front werfen konnte.

Vespasian, dem italischen Kleinbürgertum entstammend, als Regent wie als Feldherr nicht ideenreich und nicht den Durchschnitt überragend, aber ein gewissenhafter und klarblickender Verwalter

und durch gesunden Menschenverstand befähigt, die dringenden Aufgaben zu erkennen, lenkte wieder in Augustus' Bahnen zurück, auch wenn freilich nicht zu verkennen ist, daß auch seine Regierung einen starken Schritt in der Richtung auf die Absolutierung bedeutet hat. In Augustus' Sinne lag es auch, daß er noch einmal das Germanienproblem anpackte. Aber wie überall sonst, war auch hier sein Vorgehen vorsichtig, ja fast kleinlich. Vom Mainmündungsgebiet her und von Straßburg und Windisch und von der oberen Donau aus schob er die Militärgrenze nach Norden und Osten vor und stellte die Verbindung zwischen Rhein- und Donautruppen her. Die Politik, die er begonnen hatte, wurde von Domitian, im Guten und Bösen dem bedeutendsten der drei Flavischen Kaiser, fortgesetzt. Seine Wirksamkeit, seine offensiven Tendenzen, Erfolge und Rückschläge hat erst die moderne Vimesforschung erschlossen und hat erkennen lassen, daß mit ihm recht eigentlich die Geschichte der Vimesanlagen beginnt, und daß er hier der römischen Politik auf Jahrzehnte hinaus die Richtung gewiesen hat. Seine Herrscherauffassung stand in einem betonten Gegensatz zu der seines Vaters und Bruders und war ausgesprochen hellenistisch und in ihrer auf Münzen und Inschriften und in der Dichtung vertretenen Ideologie universalistisch. Aber auch bei ihm blieb sie ohne Einfluß auf die praktische Grenzpolitik, die nirgends die von Augustus gesetzten Schranken überschritt. Der Druck, der jetzt auf den Grenzen lastete, war schwerer als in den Anfängen der Kaiserzeit, weil an der unteren Donau im Dakerreich des Dekebalos ein sehr unbequemer Nachbar erwachsen war und weil an der mittleren Donau Germanenstämme, die Markomannen und Quaden, unruhig wurden. Der Schwerpunkt der römischen Nordpolitik begann sich hierher zu verlagern, ein Umstand, der bekanntlich neben der Neupersergefahr die Geschichte des dritten und vierten Jahrhunderts entscheidend beeinflusst hat. Domitian selbst und seine Feldherren waren nicht überall glücklich. Die Erfolge der flavischen Germanienpolitik waren sogar einen Augenblick in Frage gestellt, als im Winter 88/9 Antonius Saturninus im Bunde mit freien Germanenstämmen den Aufstand gegen den dominus et deus wagte. Die Erhebung brach indessen schnell zusammen, und die Germanen, welche die römische Grenzsperr im Taunusgebiet überwunden hatten, kamen überhaupt nicht zum Eingreifen. Als Domitian ermordet wurde, da hatte das römische Reich zwischen Rhein und Donau im großen und ganzen schon alle Gebiete in Besitz genommen, die es bis tief ins dritte Jahrhundert behaupten sollte.

Weite Kreise in Rom waren mit dieser vorsichtigen Germanenpolitik unzufrieden. Trotzdem wurde sie auch von den großen Kaisern beibehalten, die dem imperium Romanum seine größte Machtentfaltung geschenkt haben. In der inneren Entwicklung des römischen Kaisertums wurde jetzt der Ausgleich zwischen den beiden widerstrebenden Tendenzen, der römischen des Principates und der hellenistischen der Universalmonarchie, gefunden. Entsprechend der Gesamtentwicklung des orbis Romanus, war es im wesentlichen ein Sieg der hellenistischen Auffassung, die sich als bestimmendes Element mit der Principatsidee verband. Das lehren offizielle und offiziöse Dokumente in reicher Zahl. Es ist schon oft ausgesprochen, daß uns in das Wesen der traianischen Monarchie am tiefsten die Reden Dions *περι βασιλευς* einführen. Sie feiern den Wohlfahrts-herrscher, der gerecht und milde, kriegerisch und friedliebend, das Gesetz ehrt und ein wahrer König ist. Er ist der Altruist, der, um seines Königtumes würdig zu sein, die Gottheit liebt, weil daraus die wahre Menschenliebe erwächst. Kriegerisch ist er in dem Sinne, daß es bei ihm steht, Kriege zu führen, wenn, so dürfen wir die Gedanken ergänzen, das Interesse seines Staates einen gerechten Krieg erfordert. Seine Friedensliebe aber besteht darin, daß er keine ebenbürtigen Gegner neben sich duldet; denn nur wer gerüstet ist, wahrt den Frieden. Wenn er aber diese Aufgaben alle erfüllt, dann ist er wahrhaft glücklich. Es ist hier nicht der Ort, aufzuweisen, wie all diese Ideen in die *βασιλευς*-Auffassung hellenistischer und vorhellenistischer Zeit zurückreichen, um am imperium Romanum einen neuen Inhalt zu bekommen; und wir müssen es uns versagen, dem nachzugehen, wie weit sie bei Traian selbst noch durch spezifisch römische Elemente, wie sie etwa Plinius im Panegyricus formuliert hat, abgewandelt und erweitert sind. Weltgeschichtlich bestimmend war, daß Traian, der erste Provinziale auf dem Thron, nach Neigung und Laufbahn vornehmlich die kriegerische Seite dieses Herrscherbildes erfüllte, so reich und segensbringend auch seine Tätigkeit für das innere Gedeihen des Reiches war. Die Germanen überließ er, wie einst Tiberius es geraten, der inneren Zwietracht. Dafür schützte er die unteren Donaulandschaften durch die Einverleibung des Dakerreiches und die vorderasiatischen Gebiete durch seinen Partherkrieg, der ihn auf Alexanders Bahnen führte.

Die friedliche Seite stellte sein Nachfolger Hadrian, wie Traian ein Spanier, in den Vordergrund. Hadrian erkannte wie einst Augustus die Grenzen der römischen Kraft. Sie zu erhalten und zu

steigern, war sein erfolgreiches Bemühen. Traians Osteroberungen gab er auf und konnte nur mit Mühe dazu bewogen werden, wenigstens Dakien, das schnell — in der Hauptsache von den Megaeislandschaften her — besiedelt, jetzt den Eckpfeiler der römischen Donaustellung bildete, zu halten. Den Grenzen gab er, soweit sie nicht durch natürliche Landmarken gesperrt waren, in Pallisadenanlagen einen leichten Schutz. Die zweite Phase in der Geschichte unserer heimischen Limesanlagen begann. Die Grenzwehr, die bis dahin mehr offensiv organisiert war, erhielt jetzt einen rein defensiven Charakter, der auch in der Verlagerung der Grenztruppen unmittelbar an den Limes und in der Verringerung des Rheinheeres zum deutlichen Ausdruck kommt.

Was Hadrian gewollt hatte, wurde von Pius übersteigert, obwohl gerade unter ihm der Limes südlich des Mains vorverlegt wurde. Sie alle kennen das Bild vom Friedenskaiser, das unsere antike Überlieferung, die wahren Zustände noch panegyrisch übersteigernd, hinterlassen hat; und mancher unter Ihnen kennt vielleicht auch die Rede, die unter diesem Herrscher Nilios Aristeides zum Preise von Rom veröffentlicht hat. Sie feiert die Friedenszeit, wo das Imperium, der Hort des Weltfriedens, von keinem Feinde mehr bedroht ist. Die Erinnerung an die Kriege der Vergangenheit, die wie eine ferne Sage anmuten, verblaßt. Die ganze Welt hat das Friedenskleid angelegt. Die Grenzen des Reiches schützen Barbaren und Grenzvölker. In seinem befriedeten Raum aber herrschen Schönheit und Festeslust. Alle Friedenssehnsucht der Menschheit, die einst soviel zum Werden des Kaisertums beigetragen hatte, schien erfüllt; und niemand schien zu ahnen, daß diese Welt sich in ihrem Friedens Traum selbst zugrunde zu richten drohte. Das Erwachen muß furchtbar gewesen sein, als unmittelbar nach Pius' Tode alle Gefahren hereinbrachen, die sein romantisch-schwaches Regiment hatte groß werden lassen, als es Nachbarn und Klienten die Furcht nahm.

Es gibt kaum ein ergreifenderes Schauspiel als zu verfolgen, wie Marcus sie noch einmal überwand. Ein schwächlicher Mensch, den die Natur zur vita speculativa bestimmt hatte, zu der ihn all seine Neigungen zogen, wuchs er in dieser Not über sich hinaus, gestählt an der Zucht spätkaiserlicher Philosophie, die an ihm ihre lebensformende Kraft bewies. Seine Energie bannte die Parthergefahr, und sein Verdienst war es, daß die Germanen, vor allem die Markomannen und Quaden, welche die römische Grenzsperrre überwunden hatten und bis Aquileia schon vorgestoßen waren, zurückgedrängt wurden.

Noch einmal wurde die römische Germanienpolitik offensiv, aber nicht mehr aus dem natürlichen Expansionsdrang einer starken Macht, sondern aus der bitteren Erkenntnis heraus, daß das Reich in dieser Notzeit nur noch durch Unterwerfung seiner gefährlichsten Feinde dauernd gesichert werden könne. Mähren und Böhmen wurden in mühevollen Kämpfen okkupiert. Aber was Marcus in pflichtgetreuer Opferbereitschaft, Pest und Verrat zum Trotz, errungen hatte, gab der Sohn, gab Commodus leichtem Herzens wieder auf.

Die letzte Phase römischer Germanienpolitik begann, die nicht mehr von römischer Tradition und römischem Willen bestimmt wurde. Zwei Menschenalter rund wurde das Reich noch allen Stürmen zum Trotz behauptet. Machtvolle Persönlichkeiten wie Septimius Severus und Maximinus Thrax, der erste Semite und der erste Sohn der Donauländer auf dem Thron, hielten den Respekt vor den römischen Waffen aufrecht. Aber in der schweren Not um die Mitte des dritten Jahrhunderts gingen die Außenposten jenseits von Rhein und Donau bis auf kümmerliche Reste verloren. Die mächtige Grenzanlage, die Caracalla wahrscheinlich an Stelle der hadrianischen Sperre gesetzt hatte, versagte. Der germanische Druck auf die Rheinlinie zeitigte im Westen die gleiche Erscheinung wie der neuperjische auf die mesopotamische Front. Ein kelto-germanisches Sonderreich entstand, der sinnfällige Ausdruck für Provinzialisierung und Barbarisierung des Reiches, die, jetzt in langsamer Entwicklung zum Abschluß gelangt, durch eine äußerliche Romanisierung nur oberflächlich verhüllt wurden. Gestützt auf die nunmehr stark befestigten Städte, verstand es die Rheinlinie zu schützen; aber auch ein Postumus war nicht mächtig genug, die aktive Germanienpolitik der früheren Kaiserzeit wieder aufzunehmen. Und ebenso wenig vermochten es die kraftvollen Herrscher, welche die Reichseinheit wiederherstellten und die zerfallende alte Welt in die Spätantike überleiteten. Immer stärker wurde der Druck der Germanen, je mehr die Völker des nichtrömischen europäischen Raumes in Bewegung gerieten. Gerade unter ihm wurde das Rhein- und Moselgebiet, das in den spätantiken Kastellanlagen an Grenzen und Straßen einen neuen Schutz erhielt, zu einem Zentrum von Reichsverteidigung und Reichspolitik und erlebte seine spätantike Blüteperiode, von der die monumentalen Bauten Triers eindringlich künden.

Auf die Dauer vermochte Diocletians und Constantins Werk trotz heroischen Widerstandes und machtvoller Taten nicht standzuhalten, um so weniger, als das Imperium selbst barbarisiert war.

Eine neue Epoche abendländischer politischer Geschichte hub an, als die Germanen überall die römischen Grenzen überfluteten, und als nach dem Zusammenbruch des Westreiches die Grundlagen zu dem romanisch-germanischen Staatensystem von Mittelalter und Neuzeit gelegt wurden. Einem flüchtigen Blick möchte es scheinen, als sei damit auch das weltgeschichtliche Urteil über die Bedeutung der römischen Germanienpolitik gesprochen. Ich glaube nicht, und damit möchte ich ganz kurz noch auf Gedanken zurückkommen, die ich schon in der Einleitung hatte anklingen lassen. Die Kontinuität zwischen der Spätantike und dem Mittelalter ist längst erkannt und wird durch immer neue Funde und Erkenntnisse bestätigt. Und gerade für unser deutsches Schicksal ist sie ein geschichtlicher Faktor ersten Ranges geworden. Wir werden freilich scharf zwischen den einzelnen deutschen Landschaften scheiden müssen. Jenseits von Rhein und Donau hatte die römische Kultur nur einen Teil des germanischen Siedlungsgebietes unmittelbar und nicht einmal sehr lange und intensiv erfasst. Trotzdem bildet auch hier der Rheim zumal für die Siedlungsgeschichte eine deutliche Grenze. Auf dem linken Rheinufer aber und weniger ausgesprochen in Raetien und Bindeleicien — war unter dem Schutz des Imperiums eine kelto-germanische Mischkultur entstanden, die von der überlegenen Kultur des Herrenvolkes auf das stärkste beeinflusst wurde, ohne darüber ihre Sonderart zu verlieren. Aber gerade dadurch wurde sie befähigt, über die Stürme der Völkerwanderung hinaus das Erbe der Antike, d. h. vornehmlich der Spätantike, deren kostbarstes Geschenk das Christentum war, in das Mittelalter hinüberzuretten, weil bei Eroberung und langsamer Unterwerfung ein großer Teil der Bevölkerung dieser Gebiete unberührt blieb. So viel auch in diesen Wirren zugrunde ging, es blieb genug übrig, daß die rheinischen Römerstädte mit ihren uralten Bischofsitzen ein Kulturzentrum des neuen germanischen Siedlungsraumes bilden konnten. Und gerade im Frankenreich wirkten diese Landschaften bald wieder mächtig über den Rhein hinaus. Es darf aber auch nicht vergessen werden, daß inzwischen auch die Völker im ursprünglich freien Germanien durch jahrhundertalte Eigenentwicklung, die stets von dem griechisch-römischen Kulturkreise aus mitbefruchtet wurde, einer neuen anders gerichteten Synthese mit dem antiken Erbgut entgegenengewachsen waren, so daß jetzt zwei Ströme zusammenfließen konnten, um Kultur und Staat des germanischen Mittelalters formen zu helfen.

